

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1806

[Voegel]

[urn:nbn:de:bsz:31-263079](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263079)



Vögel die nicht fliegen.

Nro. 1. Der Strauß.

Der Strauß ist der größte Vogel unter allen. Er wiegt 70 bis 80 Pfund. Ohngeachtet er Flügel hat, so kann er doch nicht fliegen. Er läuft aber desto schneller und geschwinder als das beste Pferd. Die Araber können ihn also erst, wenn sie ihn etliche Tage durch beständiges Jagen ermüdet haben, fangen. Im Laufen schlägt er beständig mit den Flügeln.

Er lebt in den heißen Sandwüsten von Ethiopien und Arabien; wo er des Jahrs an 30 bis 40 Eier, so groß wie ein Kinderkopf, einzeln hin in den Sand legt, und sich bloß des Nachts darauf setzt, am Tage sie aber von der heißen Sonne ausbrüten läßt. Er ist so äußerst gefräßig, daß er außer den Kräutern und Baumfrüchten, wovon er sich nährt, sich den Magen noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Glas und Kohlen vollstopft. Sein Kopf und die dicken, fleischichten, mit Kreuzschnitten ausgekerbten Schenkel, sind nackt. Der Hals ist sehr lang und mit dünner weißer glänzender Wolle besetzt. Am Körper hat er schwarze und grau-braune, im Schweife und Flügeln aber große weiße Federn, womit ein starker Handel nach Europa getrieben wird.

Nro. 2. Der Casuar.

Der Casuar ist nach dem Strauße der größte Vogel, 5 bis 6 Fuß hoch, lebt vorzüglich in den heißen Inseln von Osten, kann fast eben so schnell als der Strauß laufen, und ist eben so gefräßig. Er frisst Körner und Früchte. Kopf und Hals sind bis zur Hälfte nackt, und haben eine theils blaue, theils röthliche, runzliche Haut. Auf dem Kopfe hat er einen gelben hornartigen Kamm. Am Leibe hat er schwarze borstenähnliche Federn, ohne Schwanz. Die Füße sind gelb; die Flügel kaum 3 Zoll lang, und haben bloß 5 glänzende Kiele, wie die Stacheln eines Stachelschweins.

Nro. 3. Der Dronte.

Dieses unförmliche Thier lebt gleichsam in den heißen ostindischen Inseln, einsam in Sümpfen. Er hat am ganzen Leibe sehr sanfte graue Federn, und am Steiße gleichfalls einen Klumpen Federn, wie der Strauß. Vorn auf dem Schnabel hat er einen rothen Fleck, und in den Schwanz- und Flügelfedern etwas gelb.

Drei Arten der Manchots.

Nro. 4. Der große. Nro. 5. Der kleine. Nro. 6. Der Springen-Manchot.

Die Manchots, welche eigentlich Wasservögel sind, haben statt der Flügel nur kleine Lappen, wie die Floßfedern der Seehunde, die mehr mit Schuppen als Federn besetzt sind. Diese Arten Vögel sind, wie die Pinguinen, so zu sagen, die Gränze zwischen den Vögeln und Fischen. Sie leben bloß in den Inseln der Südsee; und werden außerordentlich fett.

Nro. 7. Der Pinguin.

Die Pinguinen, die vom Fette ihren Namen haben, sind gleichfalls Wasservögel, die vorzüglich im Norden der amerikanischen Meere, aber auch in der Südsee wohnen, und eben so wenig fliegen können, als die Manchots. Kapitain Cook, der Weltumsegler, fand sie häufig auf seinen Reisen.

D e r S t r a u ß.

(*Struthio Camelus.*)

Die Höhe dieses Vogels beträgt vom Fuß bis zum Rücken über drei Ellen, folglich würde ein Mann von riesenmäßiger Statur nicht darüber wegsehen können. Der Hals ist gegen drei Fuß lang. Der verhältnißmäßige kleine Kopf hat einen kurzen, am Ende etwas gerundeten Schnabel. Die Augen sind mehr oval, als rund, und an den Augentlidern stehen lange Wimpern. Unter dem Brustbein und in der Gegend des Schambeins befindet sich eine Schwiele, wie bei dem Kameel, welche ihm beim Sitzen, Liegen und Schlafen zur Stütze dient. Die Schenkel sind so stark wie Mannschenkel; der Fuß hat zwei vorwärts gerichtete Zehen, und hinten einen kurzen Sprunggknochen, eine Art von Hacken. In Betracht der Bekleidung des Körpers hat dieser Vogel auch viel Eignes. Der obere Theil des Kopfs ist ganz kahl; der Hals ist mit weichlicher haarähnlicher Wolle besetzt. Die wirklichen Federn welche den Leib bedecken, und den Schwanz bilden, haben auf beiden Seiten der Rippe gleich lange, einzeln stehende, seidenhafte Fasern, die also nicht, wie bei andern Vögeln, in einander greifen, und eine zusammenhängende Fahne vorstellen. Eigentliche Flaumfedern findet man gar nicht. Die kurzen kleinen Flügel, an deren Enden zwei hornartige, zolllange Stacheln stehen, dienen ihm bloß zur Beförderung seines schnellen Laufs. Die Schenkel der alten sind nackt; an den Jungen sind sie mit Fasern, welche ebenfalls den Haaren mehr als den Federn gleichen, besetzt. Die Farbe der Federn ist weiß, zum Theil schwärzlich; bei den Weibchen und Jungen aber meistens aschgrau.

Die Araber, Perser und übrigen Völker in jenen Ländern nennen diesen Vogel den Kameelstrauß, weil der lange Hals, der gewölbte Rücken, die Brustschwiele und die Gestalt der Füße ihm einige Ähnlichkeit mit dem Kameel geben. Er wiegt wohl an drei Zentner.

Am zahlreichsten werden diese Vögel in der Wüste Sahara angetroffen. Dies ist die größte bekannte Wüste auf dem Erdboden, denn sie begreift einen Raum von vierzig Längengraden. Alle große Thiere lieben unbewohnte Gegenden. Der Strauß wird deshalb in der Bibel zur Ausmahlung des Bildes der Verwüstung gebraucht (Jesai XIII. 21). In dessen sind sie doch auch in andern Theilen von Afrika und in dem zunächst angränzenden Asien

Asien zu finden; nur entfernen sie sich nicht über den fünf und dreißigsten Grad vom Äquator. Einige Völkerstämme an den Gränzen von Sahara und um Algier haben die Strauße gezähmt, und unterhalten große Heerden derselben.

Die Strauße nähren sich von allerlei Samen und Früchten aus dem Gewächreich. Daß sie zuweilen auch mineralische Körper, z. B. Steine, verschlucken, das haben sie mit einigen andern Gattungen von Vögeln gemein. Es ist aber keinesweges ihre Nahrung (denn sie geben dergleichen Dinge unverdauet wieder von sich), noch können sie ohne Schaden viel davon, am allerwenigsten glühende Stücke Metall, wie man sonst wohl glaubte, vertragen.

Ein altes, auf Unkunde der Natur sich gründendes Vorurtheil sprach dem Strauß den Instinkt zu brüten, und sich seiner Jungen anzunehmen, gänzlich ab. „Obgleich der Strauß Flügel hat, wie andere Vögel (den Vögeln der Gestalt nach ähnlich ist), so läßt er doch seine Eier auf der Erde liegen, und läßt sie im heißen Sande ausbrüten. Er verzisset, daß sie mögten zertreten werden, und ein wildes Thier sie zerbreche. Er wird so hart gegen seine Jungen, als wären sie nicht sein u. s. w. *)“ In einer alten arabischen Handschrift hat man die lächerliche Nachricht gefunden, daß der Strauß (Männchen und Weibchen abwechselnd) mit seinen Blicken die Eier ausbrüten müsse **). Die neuern Reisebeschreiber wollten zwar bemerkt haben, daß er auf den Eiern sitze und brüte, jedoch thue er dies nur des Nachts, am Tage überlasse er sie der Sonnenhitze. Endlich haben aber die neuesten und sichersten Beobachtungen diesen Gegenstand völlig aufgeklärt. Denselben zu Folge hat ein Männchen gewöhnlich drei bis vier Weibchen, welche in ein gemeinschaftliches Nest, das sie durch bloßes Treten in den Sand bilden, zwischen dreißig und vierzig Eier legen, und sie wechselsweise, Tag und Nacht hinter einander, bebrüten. Außerdem legen sie noch eine gewisse Anzahl Eier einzeln um das Nest herum in den Sand, welche sie nicht bebrüten, sondern zur ersten Nahrung für ihre Jungen gebrauchen. Zuweilen sollen sich zwei oder mehrere Strauße auf ein Nest setzen, vornehmlich des Nachts, woraus man schließt, daß wohl die Furcht vor Raubthieren diese Verbindung veranlassen möge. Dies wird um desto wahrscheinlicher, weil, wie man versichert, die zahmen Strauße sich nicht auf solche Art zur Ausbrütung ihrer Eier vereinigen.

Während der Brütezeit beweiset der sonst furchtsame Strauß einigen Muth. Thunberg erzählt, daß er eines Morgens an einem Orte vorbei ritt, wo eine Straußhenne auf ihrem Neste saß; sie sprang sogleich auf, um ihn zu verfolgen, und obschon sie etliche Schritte floh, wenn er sein Pferd umwandte, so verfolgte sie ihn doch wieder, sobald er seinen Weg fortsetzte. Zu andern Zeiten ist dieser große und starke Vogel so schüchtern, daß er selbst vor schwächern Thieren die Flucht nimmt, und nur äußerst selten gegen Angriffe sich wehrt ***). Seine gefährlichsten Waffen sind in diesem Falle die Klauen, wo-

*) Hiob XXXIX. 13 — 16. der 13te Vers ist von Luther unrichtig übersetzt.

***) Sammlung der merkw. Reis in den Orient, herausgeg von Paus, 3r Th. S. 186.

***) Doch hatte ein zahmer Strauß auf einem Landhofs am Kap sich angewöhnt, aus Muthwillen und gleichsam zum Zeitvertreib Schaafse todte zu treten, weshalb man ihn abschaffen mußte.

mit er in einem Augenblick durch einen einzigen Schlag seinem Feinde den Bauch aufreissen kann. Er pflegt auch im Zorn ein wildes zischendes Getöse zu machen, wobei er den Schlund aufbläset und den Schnabel aufsperrt. Außerdem läßt er nur des Nachts zuweilen seine Stimme hören, welche in kläglichen ächzenden Tönen bestehen soll, worauf auch die Bibel anspielt*). Nach Sparrmann's Bericht ist das Geschrei desselben einigermaßen der Stimme des Löwen ähnlich, doch kürzer und abgebrochener.

Den Mangel des Vermögens zu fliegen ersetzt diesem Vogel seine Schnelligkeit im Laufen, woran er alle andre Thiere übertrifft. Das beste Jagdpsferd bleibt hinter ihm zurück. Auch könnte er zum Lasttragen und zum Reiten gebraucht werden, wenn man ihn gehdrig abzurichten versuchte. Adanson erzählt davon folgendes: „In der Faktorei zu Podor gaben mir zwei Straußen ein angenehmes Schauspiel. Bis jetzt hatte ich diese Vögel unter den Vögeln bloß im Vorbeigehen und auf den versengten sandigen Feldern der linken Ufer des Nigerflusses gesehen; hier war es mir leicht, sie nach Bequemlichkeit zu beobachten. Sie waren zwar noch jung, aber doch schon beinahe so groß, als die Alten. Man hatte sie so zahm gemacht, daß zwei Mohrenkinder zu gleicher Zeit den größten von beiden bestiegen. Kaum ward dieser seine Bürde gewahrt, als er anfing, aus vollen Kräften zu laufen. Er jagte mit beiden Kindern vielmal im Dorfe herum, und konnte durch nichts angehalten werden, als wenn man ihm den Weg versperrete. Um die Kräfte der Straußen zu versuchen, ließ ich einen meiner stärksten Schwarzen auf den kleinen, zwei andre hingegen auf den großen Strauß steigen. Die Ladung schien ihrer Lebhaftigkeit nichts zu benehmen. Sie fingen sogleich an, einen kurzen Galop zu laufen; als man sie aber ein wenig anspornete, breiteten sie augenblicklich ihre Flügelfedern aus, als ob sie den Wind zu Hülfe nehmen wollten, und rannten so geschwind, so unbeschreiblich schnell, daß sie kaum die Erde berührten. Ich bin überzeugt, solche Straußen würden auch die raschesten englischen Pferde in einem Wettlaufe weit hinter sich zurückgelassen haben. Sie würden zwar nicht so lange reisen, als die Pferde, mit gleicher Schnelligkeit aushalten; aber zuverlässig viel eher an ein bestimmtes Ziel gelangen. Ich bin oft Augenzeuge von dergleichen Austritten gewesen, die uns von der ungeheuren Stärke dieses Vogels einen Begriff machen, und uns zugleich zeigen könnten, wozu er zu gebrauchen wäre, wenn man ein Mittel wüßte, ihn eben so abzurichten, wie es mit Pferden geschieht.“ — Auf gleiche Art urtheilt Sparrmann: „Verschiedne Beobachtungen, die ich über zwei große zahme Strauße in der Kapstadt machte, überzeugten mich, daß man diese Thiere zum Lasttragen abrichten und gebrauchen könnte. Mir sind daher auch die in verschiednen Schriften enthaltenen Nachrichten, daß man diesen mächtigen Vogel hin und wieder zum Reiten gebraucht, gar nicht verdächtig.“ —

Man benutzt vom Strauß hauptsächlich die Eyer und die Federn. Die Eyer, deren Eins etliche Pfund wiegt, und zur Sättigung mehrerer Personen hinreicht, haben zwar nicht den feinen Geschmack der Hühnereyer, aber sie sind überaus nahrhaft. Aus der steinharten, dicken Schale macht man Trinkgefäße und dergleichen. Das Fleisch ist grob

*) Micha I. 8.

und zähe, vornehmlich von alten; doch wird es von den Landeseinwohnern gegessen. Eben dieselben bereiten auch aus dem mit dem warmen Blut des Straußen vermischten Fett die sogenannte Straußbutter, welche sie theils als eine schwachhafte Speise, theils als ein kräftiges Arzneymittel rühmen. Die zu Leder verarbeitete Haut soll so dick wie Kalbleder seyn. Mit den Federn wird aus dem innern Afrika nach Algier, Marokko, Tripolis und Tunis hin ein starker Handel getrieben, und von hier aus werden sie durch ganz Europa versendet. Diese Federn müssen entweder den noch lebenden, oder kurz vorher getödteten Vögeln genommen seyn, sonst werden sie leicht von Motten angegriffen, und halten sich nicht. Man berupft daher die zahmen Strauße des Jahres einmal, wie bei uns die Gänse. Die wilden schießt man nicht, damit das Blut nicht die Federn verderbe; sondern man jagt sie zu Pferde, und schlägt sie mit Knüppeln tod, wenn man sie eingeholt hat. Da sie aber schneller als Pferde laufen, so gehört eine besondere Geschicklichkeit dazu, sie in ununterbrochenem Laufe zu erhalten, und sie so abzumatten, daß sie nicht mehr fort können. Oft dauert eine solche Jagd etliche Tage. Wenn der entkräftete Vogel sich endlich ergeben muß, so pflegt er seinen Kopf in einem Strauche zu verbergen, vermuthlich um diesen Theil des Körpers, als den schwächsten, gegen Beschädigung zu sichern. Sobald er tod ist, müssen ihm, wie gesagt, die Federn ausgerissen werden, weil sie sonst leicht verderben.

Man unterscheidet im Handel die Federn der männlichen und weiblichen Vögel, und zieht jene diesen vor, denn sie sind weißer, größer, breiter und reicher an seidenhaften Fasern, als letztere. Sie werden aber wiederum nach ihrer verschiedenen Güte in mehrere Sorten abgetheilt, wovon die Oberfedern der Flügel, des Rückens und des Schwanzes, die wenigstens eine Elle lang sind, die erste Sorte ausmachen. Man verkauft sie in Paketen zu funfzig oder hundert Stück; das Stück kostet ungefähr einen Thaler. Die etwa halb so langen Deckfedern, welche uneigentlich Flaumfedern heißen, sind bei den Männchen allemal schwarz; sie werden Pfundweise verkauft, das Pfund zu drei bis fünf Thalern. Die weiblichen Federn haben immer eine grauerer Farbe, und stehen deswegen in geringerm Werth.

Die Straußfedern haben vor andern auch noch den Vorzug, daß sie sich leichter reinigen und färben lassen. Dies geschieht von den Federschmückern, welche die Schönheit der weißen durch Waschen in Seifenwasser, durch Schwefeln und Bleichen noch erhöhen; auch werden sie künstlich frisiert oder gekräuselt. Die schwarzen müssen ebenfalls erst gefärbt werden, weil sie selten von Natur so glänzend schwarz sind, als man es wünscht. Es geschieht dies mit Kamprcheholz. Den weißen kann man auch jede beliebige Farbe geben, roth, gelb, blau, grün u. s. w., je nachdem es die Laune der Liebhaber und die Mode verlangt.

D e r K a s u a r.

(*Struthio casuaris.*)

Da, wo das Vaterland der Straußen sich endigt, fängt die Heimath der Kasuare an, welche nächst jenen die größten Vögel auf der Erde sind. Man findet sie vorzüglich auf den Molukfischen Inseln und den gegenüber liegenden Theilen des festen Landes; ihre Gattung ist aber lange nicht so zahlreich, als die Gattung der Straußen, vermuthlich weil die stärkere Bevölkerung von Ostindien die Vermehrung jener beschränkt.

Der Kasuar hat einige sehr in die Augen fallende Kennzeichen, welche ihn vom Strauß unterscheiden. Dahin gehört die kegelförmige hornartige Haube auf dem Kopfe, deren Höhe drei Zoll und der Durchmesser an der Wurzel einen Zoll beträgt. Sie ist vorn schwarz und hinterwärts gelb. Den Kopf und die Hälfte des Halses bekleidet eine runzlichte, roth und bläulich schillernde Haut, ungefähr so, wie wir an den Kalekutschen Hähnen sehen. Diese Haut verlängert sich in der Gegend unter dem Halse, wo die Federn anfangen, in zwei herabhängende abgerundete Fleischzapfen, etwa einen halben Zoll lang. Die Flügel bestehen aus bloßen Federkielen ohne Bart, deren Spitzen röthlich sind. Jeder Flügel hat fünf dergleichen Kiele, wovon der mittellste der längste ist, die übrigen aber nehmen an beiden Seiten stufenweise ab, beinahe wie die Finger an einer Hand. Die Lenden sind bis an die Knie mit Federn besetzt. An den starken nervigten Füßen stehen drei vorwärts gerichtete Behen, womit er, wie der Strauß, zolldicke Bretter durchtreten kann. Die Federn sind auch von besonderer Art, denn es entspringen aus Einem Stamm meistens zwei Kiele, und die Bartfasern ähneln den Pferdehaaren. Über den Würzel hängen die längsten herab, welche die Stelle eines Schwanzes vertreten.

Ubrigens hat der Kasuar in Ansehung seiner Lebensart die meiste Ähnlichkeit mit dem Strauß.

Eine Abänderung des Kasuars findet sich auch in Neuholland. Die Farbe der Federn ist oberwärts braun, nach dem Bauche zu weißlich. Die Haube auf dem Kopfe fehlt ihm. An Größe übertrifft er noch den Ostindischen Kasuar. Er läuft so schnell, daß kein Windhund ihn einholen kann. Sein Fleisch schmeckt beinahe, wie zartes junges Rindfleisch.

D e r D r o n t e o d e r D u d u.

(*Didus ineptus.*)

Ein seltsames Geschöpf! — Er ist etwas größer als ein Schwan, aber so ungestaltet, plump und schwerfällig, daß man ihn mit keinem andern Vogel vergleichen kann. Auf dem großen, unförmlichen, gebogenen Schnabel sitzen die schwarzen Augen, die ein weißer

Kreis umgibt; an der Wurzel des Schnabels steht ein Saum von Federn, und bildet gleichsam eine Kappe um den Kopf. Die kurzen Flügel sind zum Fliegen untauglich. Der Federbüschel auf dem Rücken dient ihm statt eines Schwanzes, der an dem Büzel gänzlich fehlt.

Die Gattung dieser Vögel soll jetzt auf Isle de France und Bourbon ganz ausgerottet seyn, wie Hr. H. Blumenbach anzeigt: Er sagt *): Noch zu unsrer Väter Zeit fand sich auf Isle de France und einigen benachbarten kleinen Inseln (aber sonst, soviel bekannt, nirgend in der Welt) eine Gattung großer, plumper, träger Landvögel, die Dudus, deren Aufenthalt um so eingeschränkter war, da sie so wenig, als der Kasuar, fliegen konnten. Nach den Versicherungen des Herren Morel aber, der deshalb an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt hat, existirt dieser Vogel jetzt nicht mehr. Er ist allgemach ausgerottet. Und das ist nicht unbegreiflicher und nicht unwahrscheinlicher, als daß, wie bekannt, im Jahre 1630 der letzte Wolf in Schottland erschossen worden, wo noch hundert Jahr vorher große Wolfsjagden gehalten wurden; so wie schon früher diese Raubthiere aus England, und dreißig Jahre später auch aus Irland vertilgt worden sind.

Man kannte überhaupt nur 3 Arten des Dudu, den gemeinen Dudu, den Einsiedler-Dudu und den Rager-Dudu; ob außer den beiden obgedachten Inseln, wo sie nun ausgerottet seyn sollen, noch welche auf andern Inseln im Indischen Meere existiren, ist unbekannt.

Manchots und Pinguine.

(*Aptenodytes.*)

Diese sonderbare Art von Vögeln — gleichsam Mittelgeschöpfe zwischen den Vögeln und Amphibien — gehören zu derjenigen Ordnung, welche durch ihren Körperbau bestimmt ist, meist auf dem Wasser zu leben. Unter den Vögeln sind sie ungefähr das, was unter den Säugethieren die Palmaten (Säugethiere mit Schwimmsüßen) sind, wohin z. B. das Robbengeschlecht gehört. Sie haben einen zusammengedrückten Schnabel, der bei einigen Arten breiter, bei andern schmaler ist. Ihr ziemlich plumper und dicker Leib ist mit Federn bedeckt, die man dem äußern Ansehen nach für Haare halten sollte, und die auch wirklich den Haaren der Säugethiere ähnlich sind. Nur wenn man sie ihnen austrupft, überzeugt man sich, daß es Federn sind, weil man alsdenn den Kiel deutlich erblickt. Eigentliche Schwingen oder Flügel hat der Pinguin nicht, sondern an deren Statt kurze, stoffenartige, häutige Lappen, die ihm zwar zum Schwimmen oder Fortrudern, aber nicht zum Fliegen dienen. Diese Lappen hängen schlaff an den Seiten herunter. Die Füße

*) Beiträge zur Naturgeschichte. 1r Th. S. 28.

siehen ganz unten nahe am Schwanz, und scheinen äußerlich gar keine Schenkel zu haben. Es sind wahre Schwimmsüße, die eben deswegen so weit nach hinten zu sitzen, damit sie desto besser zum Rudern dienen; aber das Gehen wird durch die Stellung derselben auch um so mehr erschwert, je leichter ihnen das Schwimmen im Wasser dadurch wird. Ubrigens sind die Füße sehr rauh, ungefähr wie bei den Gänsen. Der Schwanz ist kurz und stumpf, und nichts weiter, als eine geringe Verlängerung der Federn des Hinterleibes. Die Federn des Körpers sind, wie bei andern Wasservögeln, dicht in einander gewachsen, und dabey sehr fettig oder bligt, damit das Wasser nicht eindringen könne. Der Hals, der Rücken und die Lappen oder Flossen haben eine schwärzlich blaue Farbe, mit einem blasen Graue marmorirt. Der Bauch vom Halse bis nach unten ist weiß. Die Farbe der Füße ist verschieden; eine Gattung hat röthliche, die andere schwärzliche Füße; die Zehen sind sehr dick. Das Geschrey des Pinguins klingt unangenehm, und soll fast wie das Geschrey des Esels lauten. Er trägt seinen Körper in aufrechter Stellung, welches seltsam aussieht, besonders wenn er ans Land kommt, wo ihrer oft 50 beisammen sind. Man wird dann bald gewahr, daß das Land nicht ihr eigentlicher Aufenthalt ist; denn sie können nur mit Mühe fortschreiten. Ihr ganzer Gang ist schwerfällig, wankend und langsam. Man kann sich ihnen nähern, ohne daß sie die Flucht ergreifen. Pernetty, der sie auf den Falklandsinseln in großer Menge antraf, sagt: Wenn man sich ihnen nähert, so sehen sie einen an, und drehen den Kopf hin und her, als wenn sie einen necken wollten, doch weichen sie auch zuweilen einige Schritte zurück. Greift man nach ihnen, so laufen sie auf einen zu, und hacken einen mit dem Schnabel in die Beine. Hierzu bedienen sie sich einer List: sie thun nämlich, als wollten sie seitwärts vorbeilaufen; aber sogleich kehren sie sich um, und beißen so stark zu, daß sie ein Stück Fleisch aus den Füßen herausreißen, wenn man nichts hat, womit man sich wehren kann. — Indessen sind sie ihrer Unbehülflichkeit wegen auf dem Lande leicht zu fangen, oder mit Stöcken tod zu schlagen. Im Wasser, ihrem eigentlichen Elemente, sind sie dagegen desto schneller. Die berühmten Hrn. Forster fanden sie auf ihrer Reise um die Erde in der Südsee sehr häufig. Einst stellten sie eine Pinguinjagd an in den eisigten Gegenden des südlichen Oceans, wovon Hr. Forster folgendes erzählt: „Ob es uns gleich mit der Pinguin-Jagd nicht sonderlich glücken wollte; so belustigten uns diese Thiere doch durch die Geschwindigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Bewegungen. Sie tauchten z. B. unter, blieben eine lange Weile unter dem Wasser, kamen wieder herauf, tauchten von neuem unglaublich oft und schnell hinter einander, und schossen zuletzt in gerader Linie fort, so daß sie auf einmal außer Schuß waren, und wir die Jagd aufgeben mußten. Endlich kamen wir doch einem nahe genug, ihn anschießen zu können; allein, ungeachtet wir ihn scharf verfolgten, und mehr als zehnmal mit Hagel trafen, so mußten wir ihn doch zuletzt noch mit einer Kugel todtschießen. Als wir ihn aufnahmen, zeigte sich, daß das Schrot von den harten und glatten Federn abgeprellt war; denn dieses Thier hat ein sehr dickes Gefieder, das aus lauter schmalen Federn besteht, die schuppenartig, eine dicht über die andre, liegen, und den Pinguin gegen die Kälte des Wassers schützen, in welchem er sich größtentheils aufhält. Ueberdies hat die Natur ihm noch eine dicke Haut gegeben, welche ihm nebst dem vielen Fette, womit er

gleichsam übergossen ist, den beständigen Winter seines unfreundlichen Klima's desto erträglicher macht. Derjenige, den wir nun endlich erlegt hatten, wog eils und ein halb Pfund." —

Das Fleisch der Pinguine kann gegessen werden. Den Geschmack desselben giebt man verschieden an, welche Verschiedenheit der Urtheile von der Gewohnheit, Zubereitung und von andern Umständen abhängt. Auch können die verschiedenen Arten der Pinguine, so wie ihr verschiedener Aufenthalt, einen Unterschied im Geschmack des Fleisches verursachen. Die Pinguine bei der Magelhansstraße sollen im Geschmacke die besten seyn. Forster, der ihr Fleisch auf seiner Reise gegessen hat, sagt, das Fleisch von alten Pinguinen sey zähe und fischigt; das von jungen aber erträglich. — Von Farbe ist es schwarz. Auf der Insel Elisabeth, nordwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung, kocht man den Pinguin erst im Wasser ab, und brät ihn hernach in Butter; auf diese Art soll sein Fleisch sehr gut schmecken. Den vortreflichen Geschmack der Eyer rühmt der Erdumsegler Dampier. — Die Nahrung der Vögel besteht größtentheils in Fischen. Ihr Aufenthalt ist die südliche Halbkugel der Erde jenseits des Aequators, vorzüglich in den kältern Gegenden. Pinguinen und Sturmvoegel (*Procellaria*) waren fast die beständigen Begleiter der Schiffe, als Cook die Polargegenden der südlichen Halbkugel untersuchte. Eben so findet man sie häufig am Feuerlande. In der nördlichen Hälfte unsrer Erde werden gar keine Pinguine angetroffen; hier ist jedoch ein der äußern Gestalt nach ähnliches Geschlecht von Vögeln, Alken (*Alcae*) genannt, einheimisch. — Vor der berühmten Entdeckungreise, welche die beiden Hrn. Forster unter Anführung des unsterblichen Cook unternahmen, waren nur wenige Arten des Pinguingeschlechts bekannt, und überhaupt die Naturgeschichte dieses Thiers nicht sehr aufgeklärt. Linné hatte nur zwei Arten, und zwar unter ganz andern Namen; auch hatte er sie ganz andern Geschlechtern beigezählt. Forster entdeckte auf seiner Reise 9 Arten derselben, brachte sie in Ein Geschlecht zusammen, welches er *Aptenodytes* nannte, und unterschied und beschrieb sie deutlich. Woher diese Thiere den Namen Pinguins oder Fettgänse haben, ist leicht zu errathen, nämlich von ihrer großen Menge Fett. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung soll man angefangen haben, eine Art der Pinguine gleich den Gänsen zu erziehen und zu mästen. Vielleicht ertrügen sie auch unser Klima, und nähmen durch Angewöhnung an vegetabilische Nahrung einen reinern und bessern Geschmack an. Die Manchots im Texte des Bilderbuches sind wahre Pinguine, nur verschiedene Gattungen derselben.

Zehn amerikanische Vögel.

Nro. 1. Der Gabiru.

Er gehört unter die Sumpfvögel, lebt in Cayenne, und nährt sich, wie unsere Störche, von Schlangen, Eidechsen, Fröschen u. s. w. an den Ufern der großen Flüsse. Er ist ganz weiß; Kopf, Schnabel, Füße und Hals, welcher nackt ist, sind schwarz; hinten am Kopfe hat er einen großen weißen Fleck, und unten um den Hals, wo die Federn angehen, ein handbreites hochrothes Halsband.

Nro. 2. Der Kamischy.

Dieser Vogel nährt sich gleichfalls von Wassergewürme, obgleich er einen Schnabel wie die kernessfressenden Vögel hat. Er ist auf dem Rücken, Brust und Schwanz dunkelstahlgrün; am Bauche und Füßen grau, am Halse blau geschuppt, der Kopf weißgrau, auf welchem er einen langen, hornartigen Sporn, so wie an den Flügeln zwei dergleichen kürzere hat.

Das Felsen-Huhn.

Nro. 3. Der Hahn. Nro. 4. Die Henne.

Das Felsenhuhn lebt in großen und einsamen Wäldern in Peru und Cayenne, und ist sehr scheu. Der außerordentlich schöne Hahn ist hochfeuerfarb, mit schwarzen Flügeln und Schwanz, und grauen Rücken; die Henne aber rothbraun. Sie nähren sich von wilden Samereien und Gewürmen.

Nro. 5. Der Geyerkönig, oder der Uruhu.

Dieser Vogel, der gleichfalls in Cayenne lebt, gehört zwar mit zum Geschlechte der Geyer und Raubvögel, hat aber seinen Namen, Geyerkönig, weder von seiner Größe noch Stärke im Raube, (denn er ist klein, ungefähr so groß, wie eine halbwüchsigte Gans, und nährt sich bloß von Ratten, Mäusen, Gewürme, ja selbst vom Mist) sondern von seinen außerordentlich schönen und lebhaften Farben. Kopf und Hals sind nackt, dunkelviolett, roth, feuerfarb und gelb. Um den Hals hat er eine graue Palatine von Haaren; Rücken, Bauch und Schenkel sind zitrongelb, Schwingen und Schwanz schwarz, und die Füße eramoisi-roth.

Fünf Arten von Colibri:

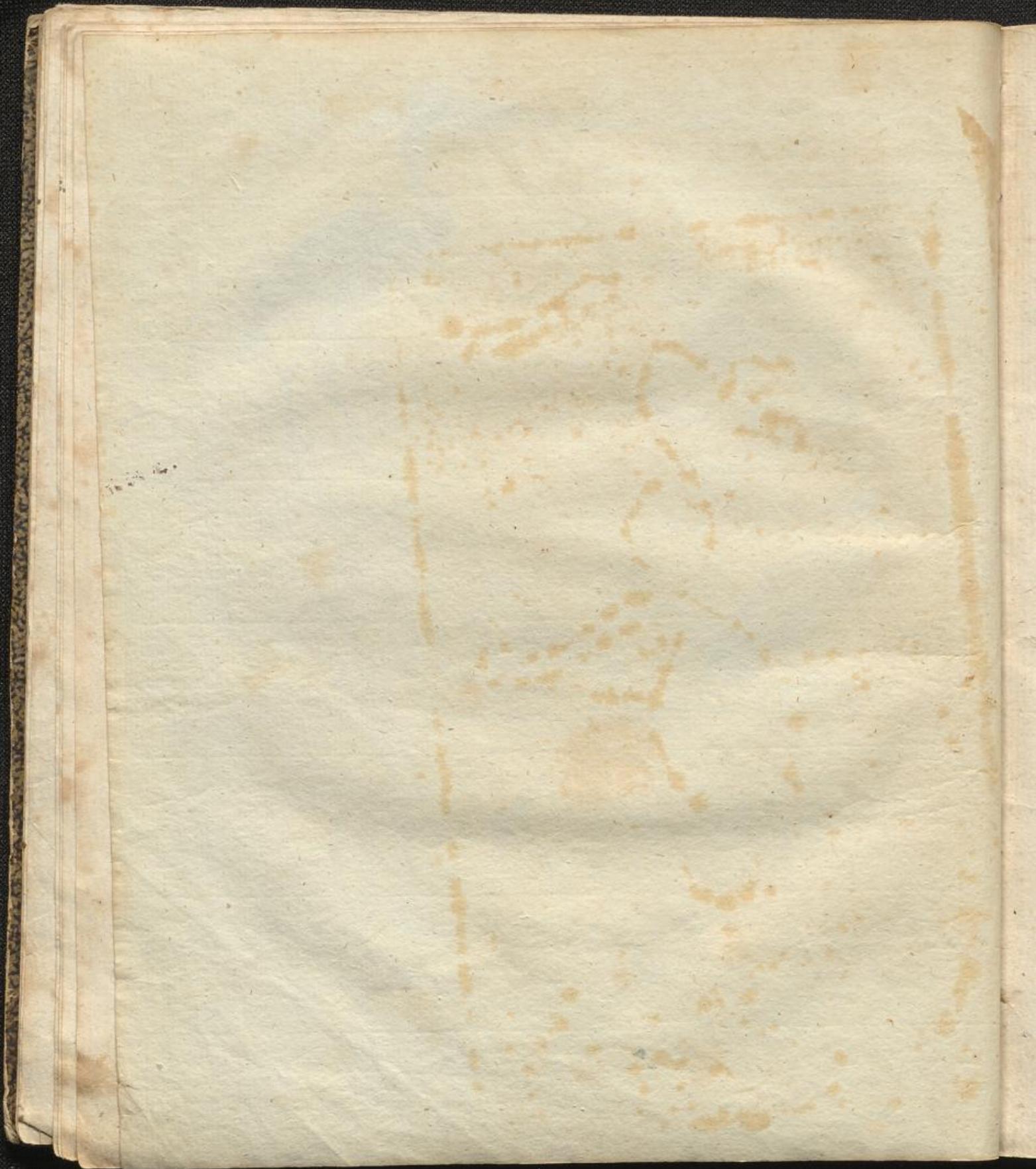
Nro. 6. Der Topas. Nro. 7. Der Brin = Blane.

Nro. 8. Der ordinäre Colibri. Nro. 9. Der Fliegen = Vogel.

Nro. 10. Der kuppige Colibri.

Die zahlreichen und schönen Arten der lieblichen Colibris sind wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit, Zierlichkeit und Schmelz der Farben so zu sagen die Juwelen unter den





sehr angenehm. Die kleinsten darunter nennt man *Oiseaux-Mouches*, oder Fliegen-
vögel, weil sie nicht viel größer als die größten Arten dieser Insekten sind. Der kleinste
hier abgebildete Fliegenvogel No. 9 z. B. ist noch nicht so groß als die größte Biene.
Er wiegt mit seinem ganzen Nestchen nicht mehr als einen Scrupel oder $\frac{1}{2}$ Quentchen.
Dies Nestchen enthält zwey Eierchen, nicht größer als eine kleine Erbse, und ist von
weichen Blumenfäden entweder zwischen zwei Orangenblätter gebaut, oder an einem
Strohhalme aufgehängt. Er kriecht wie eine Biene in die Kelche der Blumen, um den
Honig auszusaugen. Die amerikanischen Damen tragen oft dergleichen kleine Fliegenvögel
statt der Ohrenringe. Die Colibris unterscheiden sich von den Fliegenvögeln dadurch, daß
jene einen langen krummen, diese aber einen geraden spitzigen Schnabel haben.

Der Jabiru.

(*Mycteria americana*.)

In den feuchten und sumpfigten Gegenden des Amazonen- und Dronoko-Flusses, wo
Millionen von allerlei Amphibien, Insekten und Gewürmen erzeugt werden, hat die Na-
tur auch zugleich Geschöpfe hervorgebracht, welchen jene Menge von Thieren zur Nahr-
ung dient; ja, sie hat jene Geschöpfe zugleich auch mit allen den körperlichen Eigen-
schaften versehen, die nöthig waren, wenn sie sich ihre Nahrung auf Kosten dieser Thiere
verschaffen sollten. So hat die Natur den Jabiru in Ansehung seiner Stärke und
Größe genau in Verhältniß gesetzt mit den mächtigen Schlangen jener Gegenden, mit
denen er kämpfen sollte; und seinen Wuchs mit den Sümpfen, welche er durchwa-
den muß.

Der Jabiru ist viel größer als unsere Störche. An Höhe übertrifft er den Kranich;
sein Leib ist doppelt so dick; kurz, er nimmt unter den Sumpfvögeln die erste Stelle ein.
Der Schnabel desselben hat 13 Zoll in der Länge, und an der Wurzel hält die Breite
3 Zoll; er ist scharf und schneidend an den Seiten. Der Kopf und der größte Theil des
Halses ist mit einer schwarzen kahlen Haut überzogen; doch sind am Hinterkopfe einige
Haare. Da, wo der Hals an dem Leibe anschließt, ist die Haut schön roth, aber eben-
falls kahl. Die Brust nebst dem ganzen Leibe decken schöne weiße Federn. Die Füße
und der Schnabel sind schwarzgrau, oder fast ganz schwarz.

Seine Nahrung besteht, wie gesagt, in Schlangen, Eidechsen und den vielen Arten
von Amphibien und Gewürmen der sumpfigten Gegenden seines Vaterlandes, Cayenne.
Einige Abarten desselben finden sich aber auch in andern Gegenden von Amerika.

Der Kamischy.

(*Palamedea cornuta.*)

Ein merkwürdiger Vogel! Er trägt oben auf dem Kopfe ein spitziges Horn, welches 3 bis 4 Zoll lang und unten in der Grundfläche 2 oder 3 Linien dick ist. Es besteht aus einer hornartigen Masse, wie die Spornen bey den Haushähnen, und ist unten mit einem federkielartigen Ueberzuge umgeben. Sein Schnabel gleicht den Schnäbeln der Körner fressenden Thiere; aber dessen ungeachtet lebt er von Schlangen, Fröschen, Eidechsen und allerlei Gewürmen. Der Kopf ist mit kleinen in die Höhe stehenden, krausen Federn bedeckt, die weiß und schwarzbunt sind. Mit dergleichen Federn ist auch der Hals bedeckt. Die Brust, der ganze Rücken, der Schwanz, die Federn der Flügel sind schwarzgrün. Die Flügel sind so groß, daß sie fast bis an das Ende des 9 Zoll langen Schwanzes reichen. Vorn an jedem Flügel befinden sich noch 2 aufwärts gebogene Hörner, welche gerade vorwärts stehen, wenn die Flügel aufliegen. Diese Spornen oder Hörner entspringen aus dem Vordertheile des Mittelhandknochens in beiden Flügeln. Der obere ist dreieckig, 2 Zoll lang, 9 Linien an der Grundfläche breit; der untere ist nur 4 Linien lang.

Obgleich der Kamischy so furchtbare Waffen hat, so fällt er doch keinen andern Vogel an, sondern braucht sie nur gegen die kriechenden Thiere, gegen Amphibien und Gewürme. Reisende erzählen Züge von Zärtlichkeit in seinem Charakter, welche man bei fleischfressenden Thieren selten antrifft. Männchen und Weibchen, sagen sie, lieben sich aufs zärtlichste, sie sitzen beständig beisammen, oder suchen in Gesellschaft ihre Nahrung; sie sind sich so treu, daß wenn der eine Theil das Leben verliert, der übrig gebliebene unaufhörlich umherirrt und seufzt; ja sogar auf dem Platze, wo sein Liebstes starb, auch sein Leben aufzehrt. Doch gibt es unter unsern einheimischen Vögeln ähnliche Beispiele. Der Dohmpfaff (*Loxia pyrrhula*) grämt sich in seinem Käfig zu Tode, wenn er seine Gefellin verliert. —

Der Kamischy zeichnet sich unter den Vögeln auch noch durch eine gewaltig starke Stimme aus. Er bauet sein Nest am Fuße eines Baumes in Gestalt eines Ofens. Seine Heimath sind die Gegenden um den Amazonen = Oronoko = und Plata = Fluß, wo er in den Sümpfen und Morästen reichliche Nahrung findet.

Das Felsenhuhn.

(*Pipra rupicola.*)

Dem äußerlichen Ansehen nach haben die zahlreichen Gattungen dieses Geschlechts Aehnlichkeit mit den bekannten Meisen; sie sind aber viel größer. Ein kurzer, starker, harter,
an

an der Wurzel fast dreieckiger Schnabel, der nach der Spitze zu ein wenig gekrümmt ist; nackte Nasenlöcher und ein ziemlich kurzer Schwanz sind die vornehmsten Charaktere des ganzen Geschlechts. Die in der Abbildung vorgestellte Gattung des Felsenhuhns soll nach der gemeinen Angabe an Größe einer kleinen Taube gleichen, und 10 — 12 Zoll lang seyn. Nach andern steht es in Hinsicht der Größe zwischen dem Haushuhn und einer gewöhnlichen Taube in der Mitte. Der Kopf des Vogels ist mit einem doppelten runden Federbusch geziert. In Ansehung der Farben des Gefieders findet bei dieser Gattung ein auffallender Unterschied zwischen beiden Geschlechtern Statt. Beim Männchen ist die Hauptfarbe orange ins Safrangelbe spielend. Einige sind schön orangeroth, welcher Unterschied, wie man vermuthet, von der Verschiedenheit des Alters herrührt; die Schwungfedern sind theils braun, theils weiß; die Schwanzfedern orangefarben und braun. Füße und Klauen gelb.

Die Hauptfarbe des Weibchens ist dunkelbraun, und nur die untern Deckfedern der Flügel sind gelbroth orangefarben. Auch der Federbusch ist nicht so schön voll und gerundet, wie beim Männchen. Uebrigens bemerkt man, daß beide Geschlechter in der Jugend gelbbraunlich sind, und daß sie nur erst nach dem zweiten Lebensjahre die beschriebenen Farben erhalten.

Die Heimath des Felsenhuhns ist Guiana, Cayenne und Surinam. Felsigte und gebirgigte Gegenden, vornehmlich wo sich Flüsse finden, sind sein Lieblingsaufenthalt. Besonders zahlreich trifft man es an dem Gebirge Luca, am Flusse Oyapoc und in ähnlichen Gegenden an. Hier nistet das Weibchen, und brütet in den Löchern und Klüften der Felsen. Es verfertigt das Nest aus kleinen Reisern, und legt 2 runde weiße Eier, von der Größe der Taubeneier. — Man sagt, es bekomme nach einigen Jahren, wenn es zu legen aufhöre, die Farbe des Männchens.

Die Lebensart und Nahrung dieser Vögel in ihrem natürlichen Zustande scheint noch nicht sehr bekannt zu seyn. Sie sind sehr scheu und flüchtig; lassen sich jedoch zähmen, und man hat sie sogar gewöhnt, im Freien unter dem übrigen Federvieh umher zu laufen, ohne daß sie entflohen.

Der Geyerkönig.

(*Vultur papa.*)

Nicht wegen seiner ausgezeichneten Größe und Stärke erhielt dieser Vogel den Namen des Königs untern den Geyern, sondern wegen seiner Schönheit. Er hat nur die Größe eines Calcutischen Hahns. Sein Leib mißt von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes 2 Fuß und einige Zoll. Der Kopf ist wie bei andern Geyern ungesiedert, eben so der Hals. Der starke und dicke Schnabel ist oben ganz gerade und nur nach der Spitze zu umgebogen. Bei einigen ist er ganz, bei andern nur an den vordern Enden roth gefärbt;

färbt; in der Mitte findet sich ein schwarzer Fleck. Um die Wurzel des Schnabels schlägt sich eine orangengelbe, breite Haut herum, welche von beiden Seiten bis hinten auf den Kopf reicht, und die Nasenlöcher in sich schließt; zwischen denselben erhebt sich die Haut zu einem zackichten Kamm, der von einer Seite zur andern fällt. Die Augen sind mit einer scharlachnen Haut umgeben. Die kahle Haut auf dem Kopfe ist fleischfarbig; die Backen und Seitentheile des Kopfs sind mit schwarzen Dunen besetzt. Die Seiten des Oberhalses sind rothgelblich; der Rücken ist etwas dunkler. Um den ganzen Hals herum geht eine Halskrause, welche auf der Brust herabhängt, und aus langen weichen dunkelashgrauen Federn besteht. An der Brust, am Bauche, an den Schenkeln und unter dem Schwanz sind die Federn weiß, ins röthliche fallend. Die obern Schwanzfedern, imgleichen die obern Schwungfedern sind schwarz mit einem grauen Sammet eingefast. Die Farbe der Füße ist verschieden, bei einigen röthlich, bei andern gelblich &c. Die Klauen sind kurz, und haben vorn krumme Haken.

Seine Heimath ist nicht Ostindien, wie sonst geglaubt wurde, sondern das südliche Amerika. Er lebt unreinlich, nährt sich von Ratten, Mäusen, Schlangen, Eidechsen &c., und gibt einen so hässlichen Geruch von sich, daß sogar die Wilden sich scheuen, sein Fleisch zu genießen.

Die Colibri's *).

(Trochilus.)

Das Geschlecht der Colibri's, die auch Honigsauger und Sonnenvögel genannt werden, gehört zu der Familie der Sprechartigen Vögel; sie werden daher auch, und weil sie ihre Nahrung auf den Blumen suchen, Blumenspechte genannt. Einige Naturforscher theilen diese Vögel in 2 Geschlechter, wovon das eine die Colibri's, das andre die Honigsauger oder Fliegenvögel in sich faßt; Linné hatte sie beide unter Ein Geschlecht gebracht. Die Colibri's haben einen gebogenen, die Fliegenvögel einen geraden Schnabel. Sowohl die Fliegenvögel als die Colibri's werden mit Recht wegen ihrer unbeschreiblichen Schönheit und Pracht für die Juwelen unter den Vögeln gehalten. Edelsteine und Metalle, denen die Kunst einen so blendenden Glanz zu geben weiß, kommen gar nicht in Vergleich mit diesem Kleinod der Schöpfung. Der Größe nach stehen sie zwar auf der untersten Stufe unter den Vögeln; aber die Natur hat sie dafür mit Gaben und Schönheiten ausgestattet, die sich nur einzeln unter den Vögeln vertheilt finden. Leichtigkeit der Bewegung, Schnelligkeit im Fliegen, niedlichen Wuchs des Körpers, und den reichsten Farbensmuck, den weder Worte zu beschreiben, noch der Pinsel zu mahlen im Stande sind

*) Der Name Colibri ist aus der Karaibischen Sprache entlehnt.

sind — alles dies hat die Natur diesem ihrem Lieblinge zugetheilt. Die glänzenden Farben der Edelsteine, des Rubins, des Topas, des Smaragds schimmern auf seinem Geswande, und nie bestäubt oder verunreinigt er es mit Erdenstaub, weil er kaum einen Augenblick in seinem Leben die Erde berührt. Blumen sind der Aufenthalt des prachtvollen Colibri's; doch besucht er sie nur im Flattern, ohne auf ihnen zu ruhen, und schwebt in der Luft mit seinen kleinen Schwingen unaufhörlich von der einen zur andern hin, und saugt den Honigsaft aus denselben mit seiner Zunge. Diese Zunge gleicht ziemlich dem Saugerüssel einiger Insekten, und thut auch die nämlichen Dienste. Sie besteht aus zwei Fibern, welche eine kleine Röhre bilden, die oben in zwei feinen Fäden sich endet. Der Vogel streckt sie aus dem pfriemensförmigen Schnabel hervor, und senkt sie tief in die Röhren der Blumen, um ihren Saft einzusaugen, welcher seine Nahrung ausmacht. Man will zwar behaupten, daß er auch von Insekten lebe; indes ob es wohl möglich ist, daß er bisweilen eine Mücke oder ein anderes kleines Insekt fängt, so stimmen doch alle, die ihn beobachtet haben, darin überein, daß seine Hauptnahrung der Saft der Blumen sey. —

So klein diese Vögel sind, so zeigen sie doch viel Herzhaftigkeit; sie sind so muthwillig, daß sie Vögel, die zomal größer sind, als sie selbst, verfolgen, anfallen, sich an ihnen ansetzen, und sich mit forttragen lassen. Auch necken sie sich oft untereinander, und streiten, wie es scheint, aus bloßem Uebermuth.

Beständige Unruhe und Muthwille sind ein Hauptzug in ihrem Charakter. Treffen sie im Fluge auf eine verwelkte Blume, so rupfen sie ihr die Blätter ab, und scheinen dadurch ihren Verdruß an den Tag legen zu wollen. Vom Morgen bis zum Abend geben sie unaufhörlich einen Laut von sich, welcher ungefähr wie scree, scree klingt. Von einem anmuthigen Gesange, welcher dem Colibri auch im Texte des Bilderbuchs zugeschrieben wird, erwähnen die meisten Beobachter dieser Vögel nichts. Nur Hevet und Lery versichern von einem einzigen, den die amerikanischen Wilden *Sonambouch* nennen, und der nicht viel größer als ein Maikäfer, von weißlichem und sehr glänzendem Gefieder seyn soll, daß er im Gesange der Nachtigall den Rang streitig mache; doch scheint auch dies Vielen ein Irrthum zu seyn. —

Die Colibri's fliegen zur Zeit der Begattung paarweise umher, und bauen ein Nestchen, welches der Zartheit ihres Körpers angemessen ist. Das Männchen bringt die Materialien, nämlich Baumwolle und andere feine Fasern und die zarte Rinde von Gummibäumen, herbei, und das Weibchen macht das Nest, welches zwischen zwei Blättern eines Zitronenbaums, oder an einer einzigen Faser desselben, oft auch an einem Splitter befestigt wird, der vom Dache einer Hütte herabhängt. Es gleicht der Hälfte einer in zwei gleiche Theile getheilten Wälschennuß, in Ansehung der Größe sowohl als der Form. Das Weibchen legt zwei ganz weiße Eier von der Größe einer kleinen Erbse hinein, die jedoch bei größern Gattungen, so wie das Nest, auch etwas größer sind. Zwölf Tage brütet das Weibchen mit dem Männchen gemeinschaftlich. Am 13ten kommen die Jungen aus, welche bei den kleinern Gattungen nicht größer als eine Stubenfliege sind. Was für Nahrung die Mutter den Jungen bringt, weiß man nicht; so viel hat man wahrgenommen, daß sie ihnen ihren Schnabel zum Saugen hinhielt, an welchem sich noch Honigsaft

nigfalt befand. — Man hat Versuche gemacht, junge Colibri's mit Syrup aufzuziehen; sie sind aber nicht gelungen.

Die Gegenden, welche diese kleinen prachtvollen Geschöpfe bewohnen, liegen innerhalb der Wendekreise. Sie sind vorzüglich Amerika eigen, und finden sich hier besonders in Brasilien, Mexico, Peru &c.; doch hat man auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, auf den Sandwichsinseln (wo ihre Federn den Bewohnern zum Schmucke dienen) und anderwärts in der Südsee einige Gattungen entdeckt. Sie gehören aber nicht ausschließlich dem heißen Erdstriche zu, sondern man findet sie auch — besonders einige Gattungen der sogenannten Fliegenvögel — weiter herauf im nördlichen Amerika, z. B. in Carolina, Californien, Canada &c. Auch sogar in Nootka-Sund sollen einige anzutreffen seyn. — Man fängt diese niedlichen Geschöpfe dadurch, daß man sie mit Wasser besprüht; dies geht sehr gut an, weil sie gar nicht sehen sind, und man sich ihnen auf 5 bis 6 Schritte nähern kann. Sie mit Sand oder gar mit Schrot schießen, würde sie gänzlich zerstören. Man kann sie auch mittelst einer Leimruthe fangen, die man zwischen einen Blumenbüschel stellt. Sobald sie gefangen sind, sterben sie auch. *Lebot* erzählt indeß ein Beispiel von Jungen, welche im Zimmer aufgezogen wurden und lebten. „Ich zeigte, sagt er, dem Vater *Montdidier* ein Colibri's-nest, welches auf einem Schoppen nahe am Hause sich befand. Er trug es mit den Jungen, die etwa 15 bis 20 Tage alt waren, fort, und setzte es in einem Käfig ans Fenster des Zimmers, woselbst die Alten fortführen, die Jungen zu füttern. Sie wurden so zahm, daß sie fast nicht mehr aus dem Zimmer flogen, sondern in demselben ohne Bauer schliefen und fraßen. Ich habe sie bisweilen auf den Fingern des *Hrn. Montdidier* gesehen, als wenn sie auf dem Zweige eines Baumes gefressen hätten. Er ernährte sie mit einem sehr feinen, dünnen Teig, der aus Zwieback, spanischen Weine und Zucker bereitet war; sie steckten die Zunge in diesen Teig, und wenn sie gesättigt waren, flogen sie herum und zwitscherten. — Ich habe nichts Liebenswürdigeres gesehen, als diese 4 kleinen Vögel, welche überall in und außer dem Hause herumflogen, und wiederkamen, wenn sie die Stimme ihres Pflegevaters hörten. *Lebot* setzt hinzu, daß *Hr. Montdidier* diese Thierchen 5 bis 6 Monate erhalten habe, so daß man schon sich Hoffnung zur weitem Fortpflanzung machte; allein einen Abend hatte *Herr Montdidier* vergessen, den Käfig, in welchen sie sich gegen Abend setzten, an der Schnure aufzuziehen, um sie gegen die Ragen zu sichern, und hatte am Morgen den Verdruß, sie nicht wieder zu finden, weil sie von den Ragen gefressen waren.

Die Colibri's haben in ihrer Heimath einen Feind an der großen brasilianischen Buschspinne. Diese überfällt die kleinen Thierchen besonders des Nachts in ihren Nestern, und saugt ihnen das Blut aus.

Die alten Mexicaner und Peruaner verstanden die Kunst, aus dem prachtvollen Gefieder der Colibri's Gemälde zusammen zu setzen, welche die ersten Entdecker von Amerika sehr rühmen; auch noch heut zu Tage sollen einige diese Kunst ausüben. Die jungen Indianerinnen tragen zum Puz die schönen Colibri's statt Ohrgehänge in den Ohren. Nach Europa bringt man diese Vögelchen nur getrocknet. — Die Unwissenheit, die in allen Dingen das Wunderbare und Uebernatürliche liebt, wußte denn auch dergleichen in der

Defo.

Oekonomie der Colibri's zu finden. So behauptete man ehemals, sie wären halb Vögel und halb Fliegen, entstanden von einer Fliege zc. Ferner gab man vor, sie stürben zu gleicher Zeit mit den Blumen, oder lägen doch in einer todähnlichen Erstarrung. Allein mehrere Naturforscher haben beobachtet, daß sie zu allen Jahreszeiten da sind, so wie auch in ihrer Heimath keine Jahreszeit ist, die blumenleer wäre.

D e r T o p a s .

(*Trochilus pella.*)

Der Topascolibri ist unter den jetzt bekannten Gattungen der größte, indem er beinahe die Größe unsrer Baumklette hat. Von den Spitzen des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes beträgt seine Länge nahe an 6 Zoll. Ueber den Schwanz hinaus gehen noch zwei lange Fahnen, welche die Länge des Vogels noch um zwei und einen halben Zoll ausdehnen. Man ist nicht im Stande die Pracht seines Gefieders zu beschreiben oder zu malen, sie übertrifft alle Vorstellung. Die Kehle und die Vorderseite des Halses haben die Farbe und den Glanz des schönsten Topases. Von der Seite betrachtet changirt diese Farbe in Goldgrün, und von unten herauf scheint sie reingrün zu seyn. Der Kopf ist mit einem sammet schwarzen Flecken, wie mit einer Mütze bedeckt. Ein Streif von eben dieser Farbe umgibt die Kehle. Die Rundung des Halses und der obere Theil des Rückens sind von schönen Purpurfarben. Der Bauch hat einen noch schönern Purpur. Die Schultern und der untere Theil des Rückens gleichen dem Morgenroth. Die großen Schwungfedern sind violettbraun; die kleinen fuchsroth. Die obern sowohl als die untern Deckfedern des Schwanzes sind goldgrün; seine Seitenfedern sind fuchsroth, die 2 mittlern aber purpurbraun. Das Weibchen hat nicht so lebhaft Farben, und unterscheidet sich noch dadurch vom Männchen, daß ihm die langen Schwanzspitzen fehlen. Die Füße beider Geschlechter sind weiß.

D e r B r i n = B l a n c .

(*Troch. superliciosus.*)

Unter allen Gattungen der Colibri's hat dieser den längsten Schnabel; er ist gegen 20 Linien lang. Dieser Vogel ist etwas kleiner als der vorige. Sein Gefieder prangt zwar nicht mit so mannichfaltigen Farben, wie das Gefieder des Topas Colibri's; aber es hat
 dessen

dessen ungeachtet einen herrlichen Goldglanz. Oberhalb auf dem Rücken schimmert eine schöne Goldfarbe auf grauem Grunde. Der Rand jeder Feder ist grau gesäumt. Die Flügel sind dunkelviolett; der Unterleib ist weißlich grau.

Der ordinaire Colibri.

(*Troch. colubris.*)

Der ordinaire, oder gemeine Colibri ist etwas über 3 Zoll lang, vom Schnabel bis zur Schwanzspitze gerechnet; der Schnabel mißt allein $\frac{3}{4}$ Zoll. Der Kopf, der obere Theil des Halses, der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind glänzend goldgrün. Beim Männchen ist die Kehle scharlachroth, welches gegen das Licht gehalten, tief braunschwarz schillert; beim Weibchen ist die Kehle weiß. Brust und Bauch sind bei beiden Geschlechtern weiß; die Seiten grün; die Schwanzfedern grün und purpurfarben.

Dies Vögelchen lebt in den wärmern Theilen von Nordamerika, und nährt sich ebenfalls vom Honigsaft der Blumen, insonderheit derer, die eine tiefe Röhre haben, z. B. der scharlachrothen Monarden. Wenn man diese Blumen und andre ähnliche vor den Fenstern hat, so sieht man die niedlichen Vögelchen oft darauf. Finden sie, daß schon ein Casmerad den Honigsaft ausgesogen hat; so zerrupfen sie vor Verdruß die leeren Blumen. Oft jagen sie sich auch einander; dabei pflegt es denn zu geschehen, daß bisweilen einer durch das offene Fenster ins Zimmer fliehet; er schnurret darin, wie bei uns die Schmeißfliegen, einigemal umher, und sucht dann den Ausgang wieder. In der Freiheit flattern sie von Blume zu Blume, und so schnell, daß man nicht im Stande ist, die Bewegung der Flügel zu sehen. Sie lassen den Menschen ziemlich nahe kommen, auf einmal aber verschwinden sie gleichsam, wie ein Blitz aus dem Gesichte. Wenn jemand einen Baum besteigt, auf welchem sie ihr Nest haben, so fliegen sie ihm nach dem Gesichte, schlagen ihn mit den Flügeln in die Augen, und wiederholen dies öfters, aber allemal mit der größten Geschwindigkeit. Auch ihn brauchen die amerikanischen Frauenzimmer statt Ohrgehänge. Mit den ausgerupften Federn setzen die Wilden Gemälde zusammen.

Der Fliegenvogel.

(*Troch. minimus.*)

Dies ist der kleinste unter allen bekannten Vögeln. Von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende beträgt seine Länge kaum 15 Linien. Ueberhaupt reicht seine Größe kaum an die Größe einer Hummel. Das ganze Gewicht seines Körpers beträgt etwan 30 bis 40 Gran.

Gran. Jedoch gibt es auch einige, die noch viel weniger, nämlich 20, ja gar 6 Gran wiegen. Diese Verschiedenheit rühret mit daher, daß sie nicht alle gleichmäßig trocken sind, und getrocknet kommen sie nur nach Europa. — Der ganze Obertheil des Körpers nebst dem Kopf ist schön goldgrün und braunschillernd, und gibt einen röhlichen Widerschein. Die Schwungfedern sind braunviolet, der Schnabel und die Füße schwarz, wie fast bei allen Gattungen dieses Geschlechts. Brasilien, die Antillen und andere Inseln um Amerika sind das Vaterland derselben.

Der kuppige Colibri.

(*Troch. cristatus.*)

Die Beschreibung dieses Vogels im Buffon stimmt mit der Abbildung im Bilderbuche nicht ganz überein. Die Haube auf dem Kopfe ist im Verhältniß mit seiner Größe sehr lang, und fällt auf seinen Hals hinab; sein langer gebogner Schnabel schließt eine kleine gespaltene Zunge ein, welche zum Ausfangen der Blumen dient. Sein Gefieder ist übrigens schön roth, die Flügel sind blau. Zwei sehr lange Federn gehen über den Schwanz weg. Der Vogel mißt vom Schnabel bis zum Ende des Schwanzes ungesähr 5 Zoll.